

9. Fortsetzung.

Rach Kreith, zurückfahren, sich in die Arbeit stürzen, in der Arbeit Vergessen suchen. Das Beste wäre es, sagte sein Verstand, aber sein heißes Blut rebellierte dagegen. Rach Kreith zurückkommen ohne Amélie; er sah im Geiste Ludmilla und Suses Mißbilligungen, und eine heiße Scham würgte ihn.

Beunruhigt blickten Bernburgs einander an. Was war mit Amélie? Alle Farbe war plötzlich aus ihrem Gesicht gewichen und ihre Augen hatten auf einmal einen Blick, der so voller Qual war, daß es einem zu Herzen ging. Und man hatte sich doch alle Mühe gegeben, sie aufzuheitern. Markow, den man hier getroffen hatte, widmete sich ihr ausschließend.

Man sah auf der Terrasse des Kurhotels an einem Tische, der für sie reserviert war, und unterhielt sich bei den Klängen italienischer Serenaden; mitten in der Unterhaltung hatte Amélie ein Gefühl trostloser Verlassenheit überfallen.

Die Musik in ihrer leidenschaftlichen Innigkeit hatte sie ergriffen, hatte heiße Sehnsucht in ihr erweckt, und sie wußte auf einmal, daß der freiwillige Verzicht auf den geliebten Mann alles Glück ihres Lebens zerstörte und eine tödliche Traurigkeit erfüllte ihr Herz. Und dieser Traurigkeit gab sie sich hin mit der ganzen Leidenschaftlichkeit ihres liebenden Herzens. Lily neigte sich zu ihr, machte den Versuch, sie aus ihrer Versunkenheit aufzurütteln.

„Amélie, hör doch, Mascagni! Du liebst doch seine Musik — Intermezzo aus ‚Cavalleria rusticana.‘“

Sie nickte Lily zu, erhob sich und berührte in stüchtigem Druck ihre Hand.

„Verzeih, Lily!“ Leise hatte sie es ihr zugestimmt, und dann war sie fort. Auch Markow hatte sich für Augenblicke entfernt.

Lily fand Amélie in ihrem Zimmer, in Tränen aufgelöst. Sie rief sich sofort zusammen, als die Schwester vor ihr stand. Mit einem wehmütigen Lächeln im vertrockneten Gesicht sagte sie: „Verzeih, Lily, daß ich euch davonliefe! Die Musik war schuld, die hat meinen Schmerz so aufgewühlt, daß er mich überkam. Du, Lily, ich fühle jetzt, daß ich mir zuviel zugemutet habe, als ich eure Einladung annahm. Musik und frohe, sorglose Menschen sind eben nichts für mich; ich brauche den Alltag mit Arbeit und Pflichten. Sei mir nicht böse, wenn ich vor euch heimfahre!“

„Ach, Amélie, bleibe hier! Wenn dir die Musik auf die Nerven fällt, so bleibe fort von den Konzerten; du kannst hier allerlei Zerstreuungen haben. Zu Hause wirst du jetzt ganz allein. Nein, ich lasse dich nicht fort, ich denke nicht daran! Damit du dich da in deinem Schmerz vergraben kannst.“

Amélie schüttelte langsam den Kopf, sah mit todes- traurigem Blick vor sich hin.

„Ich werde es nicht tun, ich werde arbeiten, ich ver- spreche es dir.“

Ihre Stimme klang unsicher, wie in verhaltenem Schluchzen.

Lily war erschüttert.

Dumm war die Geschichte, die Amélie auf sich ge- nommen hatte, um Joachim zu einem glücklichen, sorg- losen Leben zu verhelfen. Vielleicht wird es ihr gelingen; aber sie selbst wird dabei zugrunde gehen. Und wer trug dann die Schuld daran? Nicht nur Ludmilla, diese ab- scheuliche Intrigantin, die sie da hineingetrieben hatte, auch sie und Adolf, die darum wußten und alles ruhig ge- sehen ließen. Ach, sie war so böse auf Ludmilla und auf Susé Obernith, die sie gar nicht kannte, und auf Joachim, der am Ende schon diesem raffinierten Weib ins Garn ge- gangen war — auf alle Welt war sie böse.

Amélie hob den Blick zu ihr.

„Sei gut, Lily, laß mich gehen! Ich habe Sehnsucht nach meiner kleinen, stillen Stube, mir ist, als erwartete mich dort etwas Besonderes.“

Lily sah sie mit einem langen Blick an. Eine Hoffnung kam ihr. Vielleicht erwartete sie wirklich etwas Bes- sonderes. War Joachim dort, um sie zu holen? Das wäre die Erlösung!

„Ja, fahre, Amélie, fahre mit dem nächsten Zuge, wenn du willst! Ich fühle auch, es ist besser für dich.“

Sie klingelte nach dem Mädchen, verlangte nach dem Kurzbuch. Der nächste Zug nach Berlin ging um sechs Uhr früh; es war elf Uhr abends.

„Also eine Nacht mußt du noch bleiben. Wenn du morgen früh fährst, kannst du abends in Berlin sein.“ Dann regten sich Bedenken. „Daß du allein fahren sollst — und die späte Ankunft? Ob du nicht doch noch ein paar Tage wartest — Markow fährt in einigen Tagen?“

„Nein, nein!“ Sie wollte allein reisen, es war ihr lieber so.

Joachim von Lück war nun wieder in Kreith. Suse empfing ihn, als er das Haus betrat.

„Sie kommen allein?“

Ihre großen, schwarzen Augen ruhten in einem Blick voll gehedelter Enttäuschung auf seinem Gesicht.

„Ja“, sagte Joachim und neigte sich über ihre Hand. Dann fragte er, wie es in Kreith gehe.

„So — so — ein bißchen schwer waren die Tage; glück- licherweise waren es nur zwei. Mehr wären unerträglich gewesen.“

Sie lächelte zu ihm auf.

„Ich habe mich selbst um die Wirtschaft gekümmert, es jedenfalls versucht; aber Sie wissen ja, viel verstehe ich nicht von diesen Dingen.“

„Sie wollten sich doch um Beifand an Graf Heintz werden?“

Sie schüttelte den Kopf.

„Nein, ich konnte mich nicht dazu entschließen; auch

wenn Sie länger fortgeblieben wären, hätte ich es nicht getan.“

Unter seinem fragenden Blick wurde sie langsam rot und leise, wie beschämt, sagte sie: „Ich möchte ihn nicht auf Ihrem Platz sehen.“

Eine plumpe Schmeichelei war es — und doch tat sie ihm gut.

Ludmilla können Sie nun leider heute nicht mehr sehen; sie schläft bereits.“

Er schlen nicht betäubt darüber. Suse hatte im Wohn- zimmer den Tisch beden lassen.

„Ich habe mit dem Essen auf Sie gewartet.“

Das war sehr freundlich, ja geradezu rührend; denn es war schon halbe Nacht. Aber ihm wäre es lieber gewesen, sie hätte nicht auf ihn gewartet.

Während erschien es ihm, sich jetzt über gleichgültige Dinge unterhalten zu müssen, während die Hölle in ihm brannte. Aber es mußte ertragen werden, und die Stunden heimlicher Qual würden auch vorübergehen wie all die anderen.

Und dann sah er Suse gegenüber, die mit Frauen- flucht vertrieb, was ihm peinlich sein konnte. Keine einzige Frage stellte sie, die seine Fahrt betraf und was mit ihr zusammenhing. Sie versorgte ihn mit den besten Wissen; dabei plauderte sie so reizend, daß er darüber all seinen Schmerz vergaß.

Der gute, alte Burgunder, von dem sie für ihn zwei Flaschen hatte ausstellen lassen, half, seine Stimmung zu heben. Und Susés schwarze Augen, in denen es von ver- haltener Blut glomm, lockten. — Herrgott, wie verrückt ging es doch im Leben zu!

Da hatte man sich Jahre hindurch mit Armut und Not herumgeschlagen, versucht, aus eigener Kraft wieder hoch- zukommen und kam doch trotz heissen Ringens immer tiefer und tiefer hinein, und dann riß einen ein blinder Zufall heraus.

Zufall oder Fügung? Er sah Suse an. Und dann hielt er plötzlich ihre Hand in der seinen. Seine Gedanken taumelten noch einmal zu Amélie, die in Baden-Baden war, um aus dem Schiffsbruch ihres Lebens zu retten, was für sie zu retten war. Ein bitteres Lächeln zog seine Mundwinkel herab. Die Hand in der seinen zuckte. Seine Finger preßten sich fester um sie.

Herrgott, wenn sie doch einen Tag früher gekommen wäre, dann hätte sie ihn angetroffen! Amélie starrte mit tränenumflorten Augen vor sich hin. Die Portierfrau hatte ihr die Wohnungsschlüssel gebracht, hatte ihr erzählt, daß ihr Mann dagewesen war, zweimal, das letzte Mal noch spät am Abend. Während sie von Sehnsucht nach ihm ge- quält worden war, hatte er sie gesucht. Sie schloß die Augen und atmete schwer. Daß er hier gewesen, das war doch schon gut, wenn es auch tief schmerzlich war, ihn ver- paßt zu haben. Erleichternd war es, zu wissen: er ist ge- kommen, um dich zu holen. Und nun würde er schreiben und von ihr verlangen, daß sie zu ihm kam, und damit hatte dann ihre Opferbereitschaft, zu der ihr ja doch die Kraft fehlte, ein Ende. Sie fühlte jetzt erst deutlich, daß das, was sie im ersten heißen Impuls auf sich zu nehmen bereit gewesen, über ihre Kraft ging. Sie wollte es auch Achim ruhig eingestehen, wenn er noch einmal wiederkam oder ihr schrieb. Er konnte sie dann auslachen oder ihr Vor- würfe machen, sie wollte alles ruhig über sich ergehen lassen; denn sie hatte es nicht anders verdient. Wenn er nur wiederkam oder sie rief.

Sie ging in ihr Schlafzimmer und dachte: Sich aufs Bett werfen, mit geschlossenen Augen liegen, bis eine Nach- richt von ihm kommt!

Nun hatte er kein Recht mehr, an Amélie zu schreiben, um Rechenschaft von ihr zu fordern, nun mochte das Schicksal seinen Lauf nehmen. Joachim von Lück sagte sich das, wie es sich ein zum Tode Verurteilter sagt: Ich habe den Tod verdient und muß ihn erdulden. Die wilde Ver- zweiflung, mit der er sich anfangs gegen sein Schicksal ge- wehrt hatte, war stumpfer Ergebung gewichen. Er war in Susés Gewalt, aus der gab es kein Entrinnen. Mit jedem Tage kam ihm das deutlicher zum Bewußtsein. Sie wußte kaum noch von seiner Seite, vor allem auf, um ihn festzuhalten. Noch riskierte er zuweilen ein Ausweichen; aber auch das würde eines Tages nicht mehr möglich sein.

Es war nun Oktober und die Sonne schien so warm durch das bunte Laub der Bäume, als wäre es Frühling. In Kreith genossen alle diese himmlischen Tage, nur Joachim nicht. Der vergrub sich in seine Arbeit. Am Tage schaffte er in der Wirtschaft und des Abends, oft bis spät in die Nacht hinein, schrieb er an seinem Buch, besüßelt von der Hoffnung, daß das ihn noch einmal freimachen konnte.

Petrit war für einige Tage nach Kreith gekommen; an- geblich wollte er sehen, wie weit Joachim mit seinem Buche war. In Wirklichkeit hatte er ein Anliegen an Suse. Er brauchte Geld.

„Du mußt mir ein kleines Kapital vorstrecken, sonst geht es mit meinem Verlag zu Ende“, sagte er zu Suse.

„Was nennst du klein?“

Sie sah ihn mit ihren schwarzen Augen scharf und durchdringend an.

„Zwanzigtausend Mark.“

„Und du glaubst, ich könnte dir soviel geben?“

„Ja, warum sollte ich das nicht glauben? Ich weiß, daß du mir mit Leichtigkeit eine Summe in dreifacher Höhe geben könntest, wenn du nur wolltest.“

Sie bestritt das, schlug ihm einen anderen Weg vor, den er einschlagen sollte, um aus seiner Bedrängnis heraus- zukommen.

„Was hätte es dir, wenn ich dir die zwanzigtausend Mark gäbe! Du müßtest sie mir verzinsen und eines Tages

auch wieder zurückgeben. Also, sieh lieber zu, in den Besitz eines eigenen Vermögens zurückzukommen.“

Er ahnte, worauf sie anspielte, wartete aber ab, daß sie es aussprach.

Sie gingen durch den Park. Suse sah sich um; sie mußte sich erst vergewissern, daß auch niemand in ihrer Nähe war, und dann sagte sie es.

„Ludmilla von Lück heiraten?“ wiederholte er mit einem rauhen Aufschrei. „Nein, du, dann doch lieber pleite gehen!“

Sie zog die Schultern hoch und sah ihn nachdenklich an.

„Na, dann nicht! Ich dachte, es könnte ein Ausweg für dich sein. Sie ist doch gar nicht so übel. Allerdings ist sie nicht mehr ganz jung; aber das bist du ja auch nicht. Im Alter würdet ihr gut zueinander passen. Und Geld hat sie.“

Er wurde nachdenklich.

„Na, na! Ich kann mir eigentlich gar nicht denken, wo sie das herhaben sollte; sie hat doch wohl, ebenso wie ihr Bruder, alles verloren?“

„Nein, das hat sie nicht. Sie hat ihr Geld im Ausland sicher angelegt. Oh, die ist in Geldsachen klug und um- sichtig!“

„Das auch noch! Dann könnte der Mann, der auf sie hereinfiel, erleben, daß er später nicht einen Heller von ihr bekommt. Nein, Suse, ich will es lieber bleiben lassen.“

„Du mußt wissen, was du zu tun oder zu lassen hast. Auf mich rechne aber nicht; ich kann dir nicht ausbilden.“

Sie gingen eine Weile schweigend nebeneinander her. Plötzlich blieb Suse stehen und fragte: „Sag mal, wie hast du dir das mit Baron Lücks Buch gedacht? Es ist nun fertig. Könntest du es denn verlegen?“

Er lachte auf.

„Ohne Geld, nein!“

„Aber du könntest doch daran verdienen!“

„Möglich!“ sagte er kurz. Dann kam ihm eine Ver- mutung: für das Buch würde sie Geld opfern. Er hatte ja längst erkannt, daß sie in Lück verliebt war. Also, das mußte ausgenutzt werden.

„Schade ist es, daß ich es nicht verlegen kann, und schließlich peinlich ist es mir vor Lück, ihm jetzt, nachdem er meine Zusage hat, gestehen zu müssen, daß ich kein Geld habe, um das Buch herauszubringen.“

Suse sah gedankenvoll vor sich hin; dann hob sie den Blick zu ihrem Bruder empor.

„Ja, das wäre wohl sehr peinlich, auch für mich“, gab sie zu. „Und für Lück wäre es eine große Enttäuschung; er erhofft soviel von seinem Buche. In den letzten Wochen hat er unermüdet daran gearbeitet, keine freie Stunde hat er sich mehr gegönnt; selbst in den Nächten hat er an seinem Schreibtisch gesessen.“

Petrit hatte Mühe, ein Lächeln zu unterdrücken. Er hätte gern gefragt, woher sie das alles so genau wußte. Aber er hieltete sich. Nur nicht verderben, was er erreicht hatte!

„Ja, ja, so eine Arbeit verlangt ein sich Darangeben, und das hat Lück ja wohl wirklich getan. Es wäre schade, wenn er um seinen Erfolg käme.“

„Glaubst du wirklich an einen Erfolg?“

„Aber natürlich! Ich habe jetzt wieder im Manuskript gelesen und die Uebersetzung gewonnen, daß die Arbeit gut ist. Wenn ich das Geld hätte, ich bräuhete das Buch erst einmal in ganz famoser Ausstattung heraus; dann machte ich tüchtig Reklame dafür und erlebte einen Bombenerfolg damit.“

„Nun gut. Ich bin entschlossen, dir die zwanzigtausend Mark zu geben, auf zwei Jahre, aber unter der Bedingung, daß das Buch bis Weihnachten herauskommt.“

Er streckte ihr die Hand hin.

„Abgemacht, Suse! Wann kann ich das Geld haben?“

„Jeden Augenblick. Ich gebe dir einen Scheck auf die Deutsche Bank in Berlin.“

„Gut, sehr gut! Dann wollen wir heute noch mit Lück sprechen, daß er mir sein Manuskript mitgibt. Ich fahre dann in zwei bis drei Tagen heim.“

„Und meinen Vorschlag mit Ludmilla willst du nicht noch einmal bedenken?“

Er sah sie mit hochgezogenen Brauen an.

„Susehnd, ich habe so viel Schönheitsstun, besonders was Frauen anbetrifft.“

„Ludmilla ist doch nicht etwa häßlich?“

„Nein, aber schön erst recht nicht.“

„Was ihr an Schönheit mangelt, ersetzt sie durch inneren Wert!“

Er lachte.

„Fein gesagt, Suse!“

„Ach, Julius, es würde mich so glücklich machen, dich für die Zukunft geborgen zu wissen!“

Er zwinkerte mit den Augen.

„Ich verstehe, Suse, eine gewisse Sicherheit gäbe es dir auch.“

„Daran habe ich nicht gedacht“, verteidigte sie sich.

Ueber sein Gesicht huschte ein Lächeln, das sagte: Du, ich kenne dich, durchschaue alle deine Pläne!

Bei Tisch teilte Ludmilla Suse mit, daß sie sich ent- schlossen habe, heimzufahren.

„So plötzlich?“ fragte Suse und tat überrascht.

Petrit konnte ein leises Lächeln nicht unterdrücken. Er hätte Kopf und Kragen gewettet, daß Suse sich nur so anstellte, daß Ludmillas Abreise von ihr beschlossen war und daß sie damit bestimmte Wünsche verband.

„Ruh es denn sein?“ fragte sie, Ludmilla ansehend.

„Ja, Suse, ich muß mich endlich wieder in meinem Hause zeigen.“

„In zwei Tagen fährt mein Bruder; dann fahren Sie doch mit ihm zusammen?“

Ludmillas Blick ging zu Petrit.

„Ich ahnte nicht, daß Sie Ihren Aufenthalt in Kreith diesmal so schnell abbrechen.“

(Fortsetzung folgt.)